



# Vargas Llosa Maytas Geschichte

Roman  
suhrkamp  
taschenbuch

suhrkamp taschenbuch 1605

Wer war Alejandro Mayta? In zehn Kapiteln kreist der Ich-Erzähler die Gestalt des heute gänzlich vergessenen trotzkistischen Revolutionärs ein. Er erzählt, was ihm Verwandte und überlebende Genossen berichten, sucht in seiner eigenen Erinnerung, forscht in den Archiven. Und aus alledem entsteht ein immer dichtereres Porträt Maytas. Von der asketischen Jugend über die heimliche Tätigkeit in grimmig verfeindeten radikalen Zirkeln bis hin zu der *einen* historischen Handlung: der Organisation jenes Aufstands im Andenhochland.

*Maytas Geschichte* ist ein Roman über die revolutionäre Hoffnung und die organisierte Linke, über Peru heute, über politisches Handeln – seine Notwendigkeit und sein Scheitern –, die eindringliche Studie eines politischen Charakters und nicht zuletzt die Standortbestimmung eines Intellektuellen in einer zerrissenen Situation, die Gleichgültigkeit nicht zulässt.

»Er beherrscht das Spiel meisterhaft, beherrschte es schon in seinem letzten Roman, *Tante Julia und der Kunstschreiber*, und zeigt jetzt wieder, wie er zu spielen versteht, zu jonglieren mit Tatsachen und Erfindungen, mit Wahrheit und Lüge: Mario Vargas Llosa schildert in seinem jüngsten Roman, *Maytas Geschichte*, ein Peru, das es so nie gegeben hat und so nicht gibt und das doch seinem Wesen nach der Wahrheit näher kommt als mancher noch so faktenreiche Dokumentarbericht . . . Der Roman ist eine einzige Huldigung an die Literatur und ihre Fähigkeit, Wahrheit zutage zu lügen.«

*Klara Obermüller, Die Weltwoche*

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 in Arequipa/Peru, ging 1959 als Stipendiat nach Madrid, arbeitete später in Paris für Agence France Press und Radiodiffusion Française. 1966 verlegte er seinen Wohnsitz nach London, wo er 1967 einen Lehrauftrag an der Universität erhielt. In den folgenden Jahren hatte er mehrere Gastprofessuren inne, u. a. in Washington und Puerto Rico. 1976 wurde er zum Präsidenten des Internationalen PEN-Zentrums gewählt. Nach Inkrafttreten der neuen peruanischen Verfassung von 1980 zog er wieder nach Lima, und als 1987 die Wirtschaft Perus verstaatlicht wurde, widmete er sich verstärkt der politischen Arbeit. 1990 bewarb sich Vargas Llosa als Kandidat der Frente Democrático (FREDEMO) bei den peruanischen Präsidentschaftswahlen, in denen er in der Stichwahl unterlag. Mario Vargas Llosa lebt heute in London und Lima.

1996 erhielt er den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag und ist auf Seite 377 dieses Bandes verzeichnet.

Mario Vargas Llosa  
Maytas Geschichte

*Roman*

Aus dem Spanischen  
von Elke Wehr

Suhrkamp

Titel der 1984 bei Seix Barral, Barcelona,  
erschienenen Originalausgabe: *Historia de Mayta*  
Umschlagfoto: Barbara Klemm

suhrkamp taschenbuch 1605

Erste Auflage 1989

© Mario Vargas Llosa 1984

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-38105-2

6 7 8 9 10 11 - 15 14 13 12 11 10

# Maytas Geschichte



In den Morgenstunden über den Malecón von Barranco zu laufen, wenn die Luft noch von der Feuchtigkeit der Nacht gesättigt ist und die Bürgersteige glatt und glänzend daliegen, ist eine gute Art, den Tag zu beginnen. Der Himmel ist grau, selbst im Sommer, denn die Sonne taucht nie vor zehn über dem Viertel auf, und der neblige Dunst läßt die Konturen verschwimmen, den Umriß der Möwen, den Pelikan, der die zarte Linie der Steilküste überfliegt. Das Meer zeigt sich bleifarben, dunkelgrün, dampfend, aufgebäumt, mit Schaumflecken und Wellen, die in gleichbleibenden Abständen zum Strand ausrollen. Bisweilen schlingert ein Fischerboot zwischen den Wellenbergen; bisweilen treibt ein Windstoß die Wolken auseinander, und in der Ferne erscheinen La Punta und die erdgrauen Inseln von San Lorenzo und El Frontón. Es ist eine schöne Landschaft, vorausgesetzt, man konzentriert den Blick auf die Elemente und die Vögel. Denn häßlich ist, was der Mensch gemacht hat.

Häßlich sind die Häuser, diese Imitationen von Imitationen, die hinter ihren Fenstergittern, Mauern, Alarmanlagen und Scheinwerfern vor Angst ersticken. Die Fernsehantennen bilden einen gespenstischen Wald. Häßlich sind die Abfälle, die sich am Bordstein des Malecón türmen und die Steilküste hinab verstreut sind. Was hat dazu geführt, daß in diesem, dem schönsten Teil der Stadt, Müllkippen auftauchen? Nachlässigkeit. Warum verbieten die Hausbesitzer ihren Dienstboten nicht, daß sie ihnen die Abfälle praktisch vor die Nase werfen? Weil sie wissen, daß die Dienstboten der Nachbarn sie dann hinwerfen würden oder die Gärtner vom Parque de Barranco oder sogar die Männer von der Müllabfuhr: während ich laufe, sehe ich, wie sie die Abfallkübel, die sie zur städtischen Müllhalde bringen sollten, auf die Abhänge der Steilküste leeren. Und so hat man sich eben abgefunden mit den Geiern, den Kakerlaken, den Mäusen



und dem Gestank dieser Müllkippen, die ich während meiner morgendlichen Dauerläufe habe entstehen und wachsen sehen, dazu die Straßenhunde, die prompt zur Stelle sind und in Schwärmen von Fliegen in den Abfällen scharren. Ich habe mich in den letzten Jahren auch daran gewöhnt, in Gesellschaft streunender Hunde streunende Kinder, Alte, Frauen zu sehen, allesamt mühselig die Abfälle durchwühlend auf der Suche nach etwas, das sich essen, verkaufen oder anziehen läßt. Der Anblick des Elends, einst Monopol der Barriadas, später auch des Zentrums, bietet sich jetzt in der ganzen Stadt, bis hin zu diesen Bezirken – Miraflores, Barranco, San Isidro –, die zu den privilegierten Wohngebieten gehören. Wenn man in Lima lebt, muß man sich entweder an das Elend und den Schmutz gewöhnen oder verrückt werden oder sich umbringen.

Ich bin jedoch sicher, daß Mayta sich nie daran gewöhnt hat. Wenn im Colegio Salesiano der Unterricht zu Ende war, lief er, bevor er in den Bus nach Magdalena stieg, wo wir beide wohnten, zu Don Medardo, einem zerlumpten Blinden, der sich mit seiner verstimmten Geige vor den Eingang der Kirche María Auxiliadora postiert hatte, und gab ihm das mit Käse belegte Vesperbrot, das die Padres in der letzten Pause an uns verteilten. Und montags schenkte er ihm einen Real, den er sich wahrscheinlich von seinem sonntäglichen Taschengeld absparte. Als wir uns auf die Erstkommunion vorbereiteten, ließ er einmal während einer der Vorbereitungsstunden Padre Luis zusammenzucken, als er ihn unvermittelt fragte: »Warum gibt es Arme und Reiche, Padre? Sind wir denn nicht alle Kinder Gottes?« Ständig sprach er von den Armen, den Blinden, den Krüppeln, den Waisen, den Irren auf der Straße, und auch das letzte Mal, als ich ihn sah, viele Jahre nachdem wir Mitschüler am Salesiano gewesen waren, kam er auf sein altes Thema zurück, während wir an der Plaza San Martín einen Kaffee tranken: »Hast du gesehen, wieviel Bettler es in Lima gibt? Tausende und Abertausende.« Schon vor seinem berühmten

Hungerstreik glaubten viele von uns in der Klasse, daß er Priester werden würde. Die Sorge um die Armen war für uns damals etwas für Tonsuranwärter, nichts für Revolutionäre. Zu dieser Zeit verstanden wir viel von Religion, wenig von Politik und überhaupt nichts von der Revolution. Mayta war ein pummeliger Krauskopf mit Plattfüßen, auseinanderstehenden Zähnen und einer Art zu gehen, bei der er die Fußspitzen nach außen stellte. Er trug immer kurze Hosen mit einer grünenoppten Wollweste und einen verfrorenen kleinen Schal, den er auch im Unterricht anbehielt. Wir zogen ihn oft auf, weil er sich so um die Armen sorgte, weil er bei der Messe half, weil er mit solcher Inbrunst betete und sich bekreuzigte, weil er so schlecht Fußball spielte, und vor allem, weil er Mayta hieß. »Freßt euren Rotz«, sagte er. Obwohl er aus einer sehr bescheidenen Familie kam, war er nicht der Ärmste in der Schule. Wir Schüler von Salesiano unterschieden uns kaum von denen der staatlichen Schulen, weil unsere Schule nicht nur von Weißen besucht wurde, wie das Santa María oder La Immaculada, sondern auch von Jungen aus armen Schichten der Mittelklasse, Söhnen von Angestellten, Beamten, Militärs, nicht sehr erfolgreichen Freiberuflern, Handwerkern und sogar gelernten Arbeitern. Es gab mehr Cholos unter uns als Weiße, Mulatten, Zambos, China- und Japanstämmige, hellhäutige Mestizen und Unmengen von Indios. Aber obwohl viele Salesianer kupferfarbene Haut, hervorstehende Backenknochen, stumpfe Nasen und störrisch abstehendes Haar hatten, war Mayta der einzige mit indianischem Namen, an den ich mich erinnern kann. Im übrigen floß nicht mehr indianisches Blut in ihm als in irgendeinem von uns, und seine bläuliche, leicht grüne Haut, sein krauses Haar und seine Gesichtszüge waren die des Durchschnittsperuaners: des Mestizen. Er wohnte gleich neben der Pfarrkirche La Magdalena, in einem schmalen Häuschen mit verwaschenen Farben und ohne Garten, das ich sehr gut kannte, denn einen ganzen Monat lang besuchte ich ihn jeden Nachmittag, und wir lasen uns gegenseitig mit

lauter Stimme den Roman *Der Graf von Monte Christo* vor, den ich zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte und von dem wir beide wie gebannt waren. Seine Mutter arbeitete als Krankenschwester in der Entbindungsanstalt und machte Hausbesuche, um den Leuten Spritzen zu geben. Wir sahen sie durch das Busfenster, wenn sie Mayta die Tür aufmachte. Sie war eine kräftige Frau mit grauen Haaren, die ihrem Sohn einen flüchtigen Kuß gab, als hätte sie keine Zeit. Seinen Vater haben wir nie gesehen, und ich war sicher, daß er nicht existierte, aber Mayta schwor, daß er wegen seiner Arbeit als Ingenieur – der Beruf, dem damals unsere ganze Ehrfurcht galt – ständig auf Reisen sei.

Ich habe meinen Dauerlauf beendet. Zwanzig Minuten, zum Parque Salazar und zurück, das ist nicht übel. Zudem habe ich während des Laufens vergessen können, daß ich lief, und mir die Unterrichtsstunden im Salesiano, Maytas tiefernstes Gesicht, seinen Watschelgang und seine Piepsstimme ins Gedächtnis zurückgerufen. Er ist da, ich kann ihn sehen, ihn hören, und ich werde ihn weiter sehen und hören, während sich meine Atmung normalisiert, ich die Zeitung durchblättere, frühstücke, eine Dusche nehme und mich an die Arbeit mache.

Als seine Mutter starb – wir waren in der dritten Klasse der Oberschule –, zog Mayta zu einer Tante, die auch seine Patin war. Er sprach mit großer Zuneigung von ihr und erzählte uns, daß sie ihm Geschenke zu Weihnachten und zu seinem Namenstag machte und ihn manchmal mit ins Kino nahm. Die Beziehung zwischen ihm und Doña Josefa muß wirklich sehr gut gewesen sein, denn sie dauerte fort, nachdem Mayta begonnen hatte, sein eigenes Leben zu führen. Trotz allem, was ihm zustieß, besuchte er sie weiter regelmäßig in all den Jahren, und bei ihr fand auch die Begegnung mit Vallejos statt.

Und wie ist sie jetzt, ein Vierteljahrhundert nach jener Fiesta, Doña Josefa Arrisueño? Das frage ich mich, seit ich am Telefon mit ihr gesprochen habe und sie bewegen

konnte, mich zu empfangen, nachdem es mir gelungen war, ihr Mißtrauen zu überwinden. Das frage ich mich, als ich an der Ecke Paseo de la Republica und Avenida Angamus, gleich am Anfang von Surquillo, aus dem Sammeltaxi steige. Dieses Viertel kenne ich gut. Als junger Kerl kam ich an Feiertagen abends mit meinen Freunden her, um Bier zu trinken im »El Triunfo«, oder ich brachte Schuhe zum Reparieren und Anzüge zum Wenden und sah mir Cowboy-Filme in seinen unbequemen, stinkenden Kinos an: im Primavera, im Leoncio Prado, im Maximil. Es ist eines der wenigen Stadtviertel Limas, die sich so gut wie nicht verändert haben. Noch immer gibt es hier viele Schneider und Schuhmacher, dicht bewohnte, schmale Hinterhöfe, Druckereien, in denen die Lettern mit der Hand gesetzt werden, unbebaute Grundstücke, die als Parkplatz dienen, winzige, höhlenartige Kramläden, billige kleine Bars, Lagerhäuser, kleine Geschäfte und an den Ecken die Herumtreiber und kleine Jungen, die mitten auf der Fahrbahn, zwischen Autos, Lastwagen und den Dreirädern der Eisverkäufer, einem Ball hinterherrennen. Die Menschenmenge auf den Gehwegen, die ein- oder zweistöckigen Häuser mit ihrem verblichenen Anstrich, die Öllachen, die ausgemergelten Hunde scheinen dieselben zu sein wie damals. Aber in diesen Straßen, in denen es früher nur Ganoven und Bordelle gab, sind jetzt auch Marihuana und Kokain zu Hause. Hier findet ein Drogenhandel statt, der noch reger ist als in La Victoria, in Rímac, in Porvenir oder in den Elendsvierteln. An den Abenden verwandeln sich diese leprösen Straßenecken, diese schäbigen Mietshäuser, diese armseligen Cantinas in »Löcher«, Orte, an denen Marihuana- und Kokainpäckchen den Besitzer wechseln, und immer wieder werden in diesen heruntergekommenen Kolonialbauten primitive Labors entdeckt, in denen die Paste hergestellt wird. Zur Zeit jener Fiesta, die Maytas Leben veränderte, gab es das alles nicht. Nur sehr wenige wußten damals in Lima, wie man Marihuana raucht, und Kokain war etwas für Bohemiens

und luxuriöse Nachtclubs, für Nachtschwärmer, die es dazu benutzten, ihren Rausch loszuwerden und das Besäufnis fortzusetzen. Die Droge hatte sich damals noch nicht in das blühendste Geschäft dieses Landes verwandelt und in der ganzen Stadt ausgebreitet. Nichts davon ist zu sehen, als ich jetzt den Jirón Dante bis zum Gonzalez Prado entlanggehe, den gleichen Weg, den Mayta an jenem Abend genommen haben muß, um zu seiner Patentante zu kommen, wenn er mit dem Bus, dem *colectivo* oder der Straßenbahn gekommen ist, denn 1958 ratterten noch Straßenbahnen dort, wo jetzt die Autos über den Zanjón rasen. Er war müde, betäubt, spürte ein leichtes Summen in den Schläfen und eine gewaltige Lust, die Füße in die Waschschüssel mit kaltem Wasser zu stellen. Es gab kein besseres Mittel gegen körperliche oder geistige Erschöpfung: dieses frische, flüssige Gefühl an den Fußsohlen, am Fußrücken, an den Zehen vertrieb die Müdigkeit, die Niedergeschlagenheit, die schlechte Laune, hob die Stimmung. Er war seit Tagesanbruch unterwegs, hatte versucht, auf der Plaza Unión die *Voz Obrera* an die Arbeiter zu verkaufen, die aus den Bussen und Straßenbahnen stiegen und in die Fabriken der Avenida Argentina strömten, und war dann zweimal zwischen seinem Zimmer im Jirón Zepita und der Plaza Buenos Aires in Cocharcas hin und her gependelt, das erste Mal mit ein paar Matrizen, das zweite Mal mit einem Artikel von Daniel Guérin über Frankreichs Kolonialpolitik in Indochina, den er aus einer französischen Zeitschrift übersetzt hatte. Stundenlang hatte er in der winzigen Druckerei in Cocharcas gestanden, die trotz allem die Zeitung weiter herausgab (mit falschem Druckvermerk und bei Vorauszahlung), hatte dem Setzer beim Setzen der Texte geholfen und Fahnen korrigiert und war dann, den Anschluß verpassend, mit nur einem Bus nach Rimac gefahren, wo er, in einem kleinen Zimmer in der Avenida Francisco Pizarro, jeden Mittwoch einen Studienkreis mit Studenten von San Marcos und von der Ingenieurschule leitete. Und dann hatte er, ohne

sich eine Atempause zu gönnen, mit einem Magen, der protestierte, weil er den ganzen Tag nichts anderes bekommen hatte als einen Teller Reis mit Trockengemüse in der Mensa der Universität im Jirón Moquegua (zu der ein uralter Studentenausweis ihm Zutritt verschaffte, den er in gewissen Zeitabständen fälschte, indem er das Datum erneuerte), in der Garage im Jirón Zorritos noch an einer Sitzung des Zentralkomitees der Partei teilgenommen, die zwei lange, verrauchte, polemische Stunden gedauert hatte. Wer konnte nach diesem Hin und Her noch Lust auf eine Fiesta haben? Wo er doch Fiestas noch nie hatte ausstehen können. Seine Knie zitterten, und er hatte das Gefühl, auf glühende Kohlen zu treten. Aber wie hätte er nicht hingehen können? Er hatte noch nie gefehlt, es sei denn, er war nicht in der Stadt oder saß im Gefängnis. Und er würde auch in Zukunft nicht fehlen, ob müde und mit kaputten Füßen oder nicht, sei es auch nur, um rasch vorbeizukommen und der Tante zu sagen, daß er sie gern hatte. Das Haus war voller Lärm. Die Tür öffnete sich sofort: *hola*, Patensohn. »*Hola*, Tante«, sagte Mayta. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.«

»Señora Josefa Arrisueño?«

»Ja. Kommen Sie herein.«

Vor mir steht eine Frau, die sich ein junges Aussehen bewahrt hat, denn sie muß die Siebzig schon überschritten haben. Nichts an ihr deutet darauf hin: ihre Haut ist faltenlos, und in ihrem dunkelblonden Haar sind nur wenige weiße Strähnen zu sehen. Sie ist rundlich, aber trotz ihrer üppigen Hüften gut proportioniert; sie trägt ein fliederfarbnes Kleid mit einem roten Lederband als Gürtel. Das Zimmer ist geräumig, dunkel, die Einrichtung besteht aus ein paar ungleichen Stühlen, einem großen Spiegel, einer Nähmaschine, einem Fernsehapparat, einem Tisch, einem Wundertätigen Christus und einem San Martín de Porres, Fotografien an der Wand und einer Vase mit Wachsrosen. Fand hier die Fiesta statt, bei der Mayta Vallejos kennenlernte?

»Genau hier«, nickt Señora Arrisueño mit einem Blick in die Runde. Sie deutet auf einen mit Zeitungen beladenen Schaukelstuhl: »Ich sehe sie noch vor mir, dort, wie sie reden und reden.«

Es waren nicht viele Leute da, und doch gab es Rauch, Stimmengewirr, das Klirren von Gläsern und aus dem Plattenspieler den Walzer *Idolo* in voller Lautstärke. Ein Paar tanzte, andere klatschten im Rhythmus der Musik oder summten vor sich hin. Wie immer fühlte Mayta, daß er fehl am Platz war, daß er sich jeden Augenblick blamieren würde. Er würde nie die Unbefangenheit besitzen, sich in Gesellschaft zu bewegen. Man hatte den Tisch und die Stühle beiseite gerückt, so daß Platz zum Tanzen war, und jemand hielt eine Gitarre in den Händen. Es waren die üblichen Leute da, dazu noch andere: seine Kusinen mit ihren Freunden, Nachbarn aus dem Viertel, Verwandte und Bekannte, an die er sich von anderen Geburtstagen her erinnerte. Den Dürren, dem das Maul nicht stillstand, sah er jedoch zum ersten Mal.

»Er war kein Freund der Familie«, sagt Señora Arrisueño, »sondern der Freund oder Verwandte oder so was einer Freundin von Zoilita, meiner ältesten Tochter. Sie hatte ihn mitgebracht, und keiner wußte etwas von ihm.«

Bald wußte man jedoch, daß er sympathisch war, ein guter Tänzer und trinkfester Bursche, ein Witzeerzähler und Unterhalter. Nachdem er seine Kusinen begrüßt hatte, hielt Mayta, ein Schinkensandwich in der einen Hand und ein Glas Bier in der anderen, Ausschau nach einem Stuhl, auf den er seine Müdigkeit fallenlassen konnte. Es war nur ein einziger frei, neben dem Dürren, der gestikulierend in einem Kreis von drei aufmerksamen Zuhörern stand: den Kusinen Zoilita und Alicia und einem Alten in Hauspantoffeln. Mayta versuchte sich unbemerkt vorbeizudrücken und setzte sich neben sie, um die gebührende Zeit abzuwarten und dann nach Hause ins Bett gehen zu können.

»Er blieb nie lange«, sagt Señora Arrisueño, während sie die

Taschen ihres Kleides nach einem Taschentuch durchstöbert. »Er mochte keine Fiestas. Er war nicht wie die anderen. Nie, auch als kleiner Junge nicht. Immer ernst, immer artig. Seine Mutter sagte oft: Er ist alt auf die Welt gekommen. Sie war meine Schwester, wissen Sie? Maytas Geburt war das große Unglück ihres Lebens, denn ihr Bräutigam hat sich gleich aus dem Staub gemacht, als er erfuhr, daß sie schwanger war. Auf Nimmerwiedersehen. Glauben Sie, daß Mayta vielleicht so ist, weil er keinen Vater hatte? Er kam immer nur zu meinem Namenstag, aus Pflichtgefühl mir gegenüber. Ich hab ihn dann zu mir genommen, als meine Schwester starb. Er war der Sohn, den Gott mir nicht geschenkt hat. Ich hatte nur Töchter. Zoilita und Alicia. Sie leben beide in Venezuela, sind verheiratet und haben Kinder. Es geht ihnen sehr gut dort. Ich hätte ja wieder heiraten können, aber meine Töchter waren so dagegen, daß ich eben Witwe geblieben bin. Ein großer Fehler, das kann ich Ihnen sagen. Sie sehen ja, was ich jetzt für ein Leben habe, so ganz allein und dann noch die Gefahr, daß irgendwann einmal die Einbrecher ins Haus kommen. Meine Töchter schicken mir jeden Monat etwas. Wenn sie nicht wären, dann würde es nicht mal für die Suppe reichen, verstehen Sie?«

Während sie spricht, mustert sie mich mit kaum verhohlener Neugier. Sie hat eine kicksende Stimme, ähnlich wie Mayta, klobige Hände und, obwohl sie bisweilen lächelt, traurige, wäßrige Augen. Sie klagt über das Leben, das immer teurer wird, über die Straßenüberfälle – »In dieser Straße gibt es keine einzige Bewohnerin, die nicht mindestens einmal überfallen worden ist« –, über den Raubüberfall in der Zweigstelle des Banco de Credito, bei dem eine Schießerei schreckliches Unheil angerichtet hat, und weil sie nicht auch nach Venezuela hatte gehen können, wo das Geld anscheinend auf der Straße liegt.

»Im Salesiano glaubten wir, daß Mayta Priester werden würde«, sage ich.



»Meine Schwester glaubte das auch«, nickt sie, während sie sich die Nase putzt. »Ich genauso. Wenn er an einer Kirche vorbeikam, bekreuzigte er sich, jeden Sonntag ging er zur Kommunion. Ein kleiner Heiliger. Wer hätte das gedacht, nicht wahr? Ich meine, daß er am Ende Kommunist werden würde. Damals schien es unmöglich, daß jemand, der so fromm war, Kommunist werden könnte. Aber auch das ist anders geworden, es gibt jetzt viele kommunistische Priester, nicht wahr? Ich erinnere mich noch ganz genau an den Tag, als er hier zur Tür reinkam.«

Er ging auf sie zu, seine Schulbücher unter dem Arm, die Fäuste geballt, als wollte er sich prügeln, und sagte in einem Atemzug her, was er ihr zu verkünden hatte, die Entscheidung, die ihn die ganze Nacht wach gehalten hatte:

»Wir essen zuviel, Tante, wir denken nicht an die Armen. Weißt du eigentlich, was sie essen? Du sollst wissen, daß ich von heute ab mittags nur noch eine Suppe und abends ein Brot essen werde. Wie Don Medardo, der Blinde.«

»Dieser Spleen hat ihn ins Krankenhaus gebracht«, erinnert sich Doña Josefa.

Dieser Spleen dauerte etliche Monate und ließ ihn mit der Zeit immer magerer werden, ohne daß wir in der Klasse den Grund dafür errieten, bis Padre Giovanni uns an dem Tag, als er ins Loayza-Hospital eingeliefert wurde, voll Bewunderung aufklärte. »Die ganze Zeit hat er auf Nahrung verzichtet, um sich mit den Armen zu identifizieren, aus menschlicher und christlicher Solidarität«, murmelte er, fassungslos über das, was Maytas Patentante in der Schule berichtet hatte. Uns verwirrte die Geschichte so sehr, daß wir kaum wagten, uns über ihn lustig zu machen, als er, mit Hilfe von Injektionen und Stärkungsmitteln wiederhergestellt, zurück in die Schule kam. »Dieser Junge wird von sich reden machen«, sagte Padre Giovanni. Ja, er machte von sich reden, aber nicht in dem Sinne, wie Sie glaubten, Padre.

»Es ist ihm zum Verhängnis geworden, daß er an diesem Abend herkam«, seufzt Señora Arrisueño. »Wäre er nicht

gekommen, hätte er Vallejos nicht kennengelernt, und das alles wäre nicht passiert. Denn Vallejos hat sich die Sache ausgedacht, das weiß jeder. Mayta, der kam, umarmte mich und ging nach einem Weilchen wieder. Aber an dem Abend blieb er bis zuletzt, er hörte nicht auf, mit Vallejos zu reden, in dieser Ecke da. Fünfundzwanzig Jahre wird es her sein, und ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen. Die Revolution hier und die Revolution da. Den lieben langen Abend.«

Die Revolution? Mayta drehte sich um und schaute ihn an. Hatte der Junge gesprochen oder der Alte mit den Hausschuhen?

»Ja, Señor, morgen schon«, wiederholte der Dürre und hob das Glas, das er in der rechten Hand hielt. »Die sozialistische Revolution könnte morgen schon beginnen, wenn wir wollten. Können Sie mir glauben, Señor.«

Mayta gähnte erneut und streckte sich, ein Kitzeln im ganzen Körper. Der Dürre redete von der sozialistischen Revolution mit der gleichen Zungenfertigkeit, mit der er einen Augenblick zuvor irgendwelche Kalauer oder das letzte Bravourstück »von Frontado, dem Stolz unseres Landes« zum besten gegeben hatte. Trotz seiner Müdigkeit begann Mayta zuzuhören: was gerade in Kuba passierte, war nichts im Vergleich zu dem, was in Peru passieren könnte, wenn wir wollten. An dem Tag, da die Anden in Bewegung geraten, wird das ganze Land erbeben. Ob er Aprist war? Oder ein Radieschen? Aber ein Kommunist auf der Fiesta seiner Patentante, unmöglich. Mayta konnte sich nicht erinnern, daß in diesem Haus jemals die Rede von Politik gewesen wäre.

»Und was passiert in Kuba?« fragte Zoilita.

»Dieser Fidel Castro hat geschworen, daß er sich nicht mehr rasieren wird, bis er Batista gestürzt hat«, lachte der Dürre.

»Hast du denn nicht gehört, was die vom 26. Juli für Sachen machen? Sie haben eine Fahne gehißt, auf der Freiheitsstatue von New York. Batista ist erledigt, er ist schon ein Sieb.«

»Wer ist Batista?« fragte Alicia.

»Ein Despot«, erklärte der Dürre heftig. »Der Diktator von Kuba. Was dort passiert, ist nichts im Vergleich zu dem, was hier passieren kann. Ich meine wegen unserer Geographie. Ein wahres Gottesgeschenk für die Revolution. Wenn die Indios sich erheben, wird Peru zum Vulkan.«

»Na schön, aber kommt jetzt tanzen«, sagte Zoilita. »Wir sind zum Tanzen hier. Ich leg mal was Schnelles auf.«

»Revolutionen sind eine schlimme Sache, ich wenigstens bin nicht dafür«, hörte Mayta die steinerne Stimme des Alten mit den Hausschuhen. »Als die Apristen sich erhoben haben, in Trujillo, im Jahre dreißig, da gab es ein gewaltiges Blutbad. Sie sind in die Kaserne eingedrungen und haben ich weiß nicht wie viele Offiziere umgebracht. Sánchez Cerro hat Flugzeuge und Panzer geschickt, er hat sie fertiggemacht, und dann haben sie in den Ruinen von Chan Chan tausend Apristen erschossen.«

»Waren Sie dabei?« Der Dürre riß begeistert die Augen auf. Mayta dachte: »Revolutionen und Fußballspiele sind für ihn ein und dasselbe.«

»Ich war in Huánuco, in meinem Frisiersalon«, sagte der Alte mit den Hausschuhen. »Die Nachricht von dem Blutbad war bis dort oben hin gedrungen. Die paar Apristen, die es in Huánuco gab, hat der Präfekt sich vorgenommen und zur Raison gebracht. Ein ziemlich reizbarer Militär, sehr leicht entflammbar. Coronel Badulaque.«

Nach einer Weile ging auch Alicia tanzen, und dem Dürren schien der Mut zu sinken, als er sah, daß ihm als einziger Gesprächspartner der Alte geblieben war. Als er Mayta erblickte, hielt er ihm das Glas entgegen: *salud*, Kamerad.

»*Salud*«, sagte Mayta und stieß mit ihm an.

»Ich heiße Vallejos«, sagte der Dürre und schüttelte ihm die Hand.

»Und ich Mayta.«

»Durch das viele Reden hab ich meine Partnerin verloren«, lachte Vallejos, auf ein Mädchen mit Stirnlocke deutend, an

das Pepote, ein entfernter Cousin Alicias und Zoilitas, gerade sein Gesicht zu kleben versuchte, während sie zu *Contigo en la distancia* tanzten. »Wenn er ihr noch ein bißchen mehr auf die Pelle rückt, wird Alci ihm eine runterhauen.«

Sein schlanker Wuchs, sein bartloses Gesicht und sein ziemlich kurzgeschorenes Haar gaben ihm das Aussehen eines Achtzehn- oder Neunzehnjährigen, doch so jung konnte er nicht sein, dachte Mayta. Denn sein ganzes Auftreten, sein Tonfall, seine Selbstsicherheit ließen ihn reifer wirken. Er hatte große weiße Zähne, die seinem dunklen Gesicht etwas Fröhliches gaben. Als einer der wenigen trug er Sakko und Krawatte, dazu noch ein kleines Taschentuch in der Revers-tasche. Er lächelte die ganze Zeit, es war etwas Offenes und Herzliches an ihm. Er holte ein Päckchen Inka heraus, bot Mayta eine Zigarette an und gab ihm Feuer.

»Hätte die apristische Revolution 1930 gesiegt, dann sähe es jetzt anders aus«, rief er und blies den Rauch durch Mund und Nase. »Es gäbe nicht so viel Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Es wären die richtigen Köpfe gerollt, und Peru wäre jetzt ein anderes Land. Glaub ja nicht, daß ich Aprist bin, aber dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich bin Sozialist, Kamerad, wenn man auch behauptet, daß Militär und Sozialist nicht zusammenpassen.«

»Militär?« Mayta fuhr auf.

»Leutnant«, nickte Vallejos. »Letztes Jahr hab ich mein Patent bekommen, in Chorillos.«

*Caramba*. Jetzt begriff er, woher Vallejos' Haarschnitt und seine impulsive Art kamen. War das die sogenannte Gabe der Menschenführung? Unglaublich, solche Worte aus dem Munde eines Militärs.

»Es war eine historische Fiesta«, versichert Señora Josefa. »Weil Mayta und Vallejos sich kennengelernt haben und weil mein Neffe Pepote Alci kennengelernt hat. Er hat sich in sie verliebt und von da an sein Leben als Nichtstuer und Herumtreiber aufgegeben. Eine Arbeit hat er sich gesucht,